

„I have always depended on the kindness of strangers” – Migration als Herausforderung für die Identität

Siegfried Tatschl

Zusammenfassung: „I have always depended on the kindness of strangers” - Migration als Herausforderung für die Identität^[1]

Das Grundthema von Migration ist der Ortswechsel. Ausgehend von der Bedeutung des Ortes der Geburt und den damit verbundenen Emotionen werden verschiedene Stationen im Migrationsprozess hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Identitätsgestaltung thematisiert. Fallbespiele aus der praktischen Arbeit in einer Kindertherapieeinrichtung beleuchten die Auswirkungen des Migrationsprozesses für die familiären Beziehungen sowie die damit verbundenen Herausforderungen für die Helfenden. Abschließend wird auf aktuelle politische Konzepte eingegangen, welche oft den Bemühungen der Helfenden entgegenstehen.

Schlüsselwörter: Migration, Herkunftsort, Heimweh, Kindheit, organisierte Desintegration

Abstract: „I have always depended on the kindness of strangers” - Migration as challenge for identity

The change of location is the core topic of migration. Deep emotions are connected with the place of birth. This article focuses on different stages during the migration process and its effects on unfolding identity. Case vignettes from a children-therapy-center show the impacts of the migration process on the family relationship. The accompanying challenges for the helpers are reflected. Finally a critical look is taken at current political concepts often obstructing the efforts of helpers.

Keywords: Migration, place of origin, nostalgia, childhood, organized disintegration

„I have always depended on the kindness of strangers“^[2] sagt Blanche Dubois in dem Drama „Endstation Sehnsucht“ von Tennessee Williams (1951), als sie in großer Not ist und ein Fremder ihr helfend die Hand hinstreckt. Abhängig vom Wohlwollen fremder Menschen zu sein, ist auch die Grunderfahrung in der Migration.

Mit dem Wegfall von viel Selbstverständlichem wie dem sozialen Status oder der Sprache, dem Verlust von nahestehenden Menschen wie Familienmitgliedern, von Freunden und Feinden, den Blicken, die Wiedererkennen und das Wissen um gemeinsame Geschichte signalisieren, gerät der/die Migrant/in in die Abhängigkeit von Fremden.

*„Das Fremde ist für die Identifizierung eine Bedrohung,
aber für die Entwicklung eine Verheißung.“
(Möhring, 1995, S. 250)*

Das Fremde, meint Peter Möhring, „Das Fremde ist für die Identifizierung eine Bedrohung, aber für die Entwicklung eine Verheißung“ (1995, S. 250).

Dieses Zitat benennt die Ambivalenz, die dem Fremden anhaftet und uns in unserer transkulturellen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und deren Familien zu schaffen macht. Die Fremdheit macht aber auch den Eltern und Kindern zu schaffen. Die Fremdheit ist somit eine beidseitige, sie verbindet und trennt Hilfesuchende und Helfende. Die Helfer/innen können sich über diese Tatsache vielleicht länger hinwegtäuschen.

Gelingt die Kontaktaufnahme, besteht die Chance auf Erweiterung der eigenen Identität oder die Entwicklung neuer Identitäten.

Ich habe mich entschieden, mich dem vielschichtigen Thema Migration und Identität über die Wichtigkeit und Bedeutung des Ortes und des Ortswechsels zu nähern.

Mit einem Ort in der Migration, der Beratungsstelle, in meinem Fall war dies das Institut für Erziehungshilfe in Wien, in dem ich zwölf Jahre gearbeitet habe, werde ich mich näher beschäftigen. In Wien bieten die fünf Institute der Child Guidance, Institut für Erziehungshilfe, Kinder- und Jugendpsychotherapie und begleitende Elternberatung an.^[3]

Vorausschicken möchte ich noch, wie ich den Begriff Identität verstehe:

Identität ist das Bewusstsein einer Person von sich als einzigartig, unverwechselbar und einmalig. Zur Wahrnehmung dieser meiner individuellen Identität braucht es immer den Anderen, ein Gegenüber.

Es geht darum, gemachte Erfahrungen und die eigenen Handlungen in Einklang mit der eigenen Biographie zu bringen im Sinne von: „Das habe ich getan, das ist mir passiert, das ist Teil meines Lebens. Dazu kann ich stehen. Das bin ich.“ Ruth Wodak formulierte es 2005 so: „Identitäten sind Lebensläufe mit denen man sich identifizieren kann.“^[4]

Das Konzept von Identität lässt sich auch für Kollektive, Gruppen und Ethnien, aber auch für Organisationen und für Berufsgruppen anwenden.

Die Bedeutung des Ortes der Kindheit und des Ortswechsels für die Identität

Was treibt Menschen zu Migration, zur Wanderung?

Sehr allgemein gesagt sind es äußere und innere Faktoren. Menschen sind per se neugierige Wesen, man kann sagen, sie haben einen Hang zur Grenzüberschreitung, der wie ein konstanter Motor unsere Menschenart binnen etwa 300 000 Jahren vom afrikanischen Grabenbruch bis zur Spitze des Mount Everest, in die Tiefen des Marianengrabs und zum Mond geführt hat (Erdheim, 2008). Der Mars ist wohl der nächste Außenposten der Menschheit.

Erschöpfung und Zerstörung der natürlichen Grundlagen, der Umweltressourcen (Harris, 1995), die Aggressionsbereitschaft und das Territorialverhalten der Menschen, die zu Kriegen führen, sowie Liebe und Heirat sind Gründe für Migration, die sich durch die Menschheitsgeschichte ziehen.

Was auch immer die Gründe für die Migration sind – immer ist damit eine besondere Herausforderung für die eigene Identität und eine Veränderung dieser verbunden.^[5]

Bei all dem Expansionsdrang des Menschen gibt es ein tiefes, frühes Bedürfnis nach Konstanz und Verortung. Prägnant hat dies Günter Bartl in seinem Konzept „Wärme, Rhythmus und Konstanz“ (1989) beschrieben.

Ein Teil dieser Konstanz ist der Ort, an dem man die Jahre der Kindheit verbracht hat. Eine Fülle von Zitaten weist auf diese lebenslange Bindung hin. Aharon Appelfeld lässt seinen Protagonisten Theo nach der Befreiung aus dem Lager sagen: „Ich gehe in meine Heimatstadt. Der Mensch muss an den Ort zurückkehren, an dem er geboren ist. Es gibt für mich keinen anderen Platz auf der Welt“ (Appelfeld, 2000, S. 140).

So wie man im späteren Leben nie wieder eine Sprache oder einen Ritus, einen Kult oder eine Religion so innig und von innen heraus erleben und verstehen kann wie die Muttersprache oder

die Kulte, Riten oder religiösen Erfahrungen der frühen Kindheit, so ist nie wieder ein Ort mit solch tiefen Gefühlen verbunden wie die Orte der Kindheit.

Man kann sich eine neue Sprache aneignen und sie akzentfrei sprechen lernen, man kann zu einer anderen Religion konvertieren und sich kundig und engagiert im kultischen Geschehen betätigen, man kann sich an einem neuen Platz niederlassen und ihn wunderschön gestalten – und doch ist es die zweite Erfahrung, geprägt vom Vergleich mit der ersten. Es ist so, als ob man in einen Überwurf schlüpfte, maßgeschneidert und faltenfrei, wärmend, aber es doch nicht die Glückshaube^[6], in der man geboren wurde.

Dieses unterschiedliche Erleben entzweit die Generationen und trennt auf besondere Weise Eltern und Kind durch gänzlich unterschiedliche primäre Erfahrungen und Bindungen in Bezug auf den Ort der Kindheit. Dies hat für das Alltagsleben praktische Auswirkungen.

Beispiel: Als M. zu mir kam, war er zwölf Jahre alt. Seine Eltern stammten aus einem südostasiatischen Land, in dem in der Vergangenheit schwere Hungersnöte aufgetreten waren. M. war hier geboren worden und aufgewachsen. So gesehen ein Österreicher. Er besuchte die Schule und lernte gut, kam allerdings immer wieder in Konflikte mit Lehrerinnen. Dies war auch der Grund, warum seine Eltern mit ihm ins Institut kamen. Seinem Vater war es trotz absolviertem Studium nicht gelungen, beruflich in Österreich Fuß zu fassen. Das wirtschaftliche Überleben der Familie sicherte die Mutter. In einer der Stunden erzählt M., wie peinlich es für ihn sei, wenn der Vater, wie öfter, beim Abendessen erzählte, wie er und seine Schwester als Kinder gehungert hätten. Nachts sei er aus dem Haus gegangen und hätte auf ein Stöckchen Spinnweben gegeben und mit diesen Grillen gefangen und sich und seine Schwester damit ernährt. M. scheint mir sehr irritiert von diesen Erzählungen und weiß nicht recht, was er damit anfangen soll. Die Identifikation mit dem Vater war für ihn ohnehin schwierig. In diesen Momenten schämte er sich für seinen Vater, die Geschichten waren zu unglaublich für ihn.

Als ich diese Erzählung höre, bin ich innerlich fasziniert und sage zu ihm: „Weißt du, hier in Österreich bezahlen Menschen dafür in Survival Trainings viel Geld, um zu lernen, wie man in der freien Natur überlebt. Und in Frankreich, in Paris, gibt es teure Restaurants, in denen Grillen und andere Insekten lecker zubereitet werden. Und übrigens, von dieser Technik, die dein Vater da entwickelt hat, von der habe ich noch nie gehört, die ist sehr clever.“ M. ist überrascht ob meiner Reaktion und sein Vater erscheint ihm in diesem Moment in einem anderen Licht. In der Folge gelingt es ihm etwas besser, auch emotional zu seinem Vater und seiner Geschichte einen Bezug zu finden.

Beispiel: Frau D. ist von Polen nach Österreich emigriert. Zuerst war dies nur als vorübergehender Aufenthalt gedacht. Sie pendelte in größeren Abständen hin und her, um ihren kleinen Sohn zu besuchen. Schließlich holte sie ihn nach. Nachdem der Sohn jetzt erwachsen ist und

selbst Vater geworden ist, werden ihr Dilemma und der damit verbundene Schmerz deutlich. Sie ist zwischen beiden Orten hin und her gerissen. „Hier vermisse ich meine Eltern und meine Geschwister. Wenn ich jetzt nach Polen ziehen würde, dann blieben mein Sohn und mein Enkelkind hier und ich würde sie verlieren.“ Ihr tiefer Wunsch nach einer engeren Verbindung der beiden Orte wird deutlich, als sie mir eines Tages einen Traum erzählt: „Es hat ein starkes Erdbeben gegeben, und Tschechien ist versunken und in Australien aufgetaucht. Polen grenzt jetzt an Österreich.“

Für die Kinder, die hier aufwachsen, sind die Gefühle, die sie an ihren Eltern bezüglich ihres Herkunftsortes wahrnehmen, oft nicht verstehbar. Dies vor allem dann, wenn die Heimat sehr weit weg ist, zerstört ist oder nicht zugänglich ist.

Beispiel: Frau und Herr F. kommen wegen Schulproblemen des Sohnes ins Institut. Sie stammen beide aus dem Iran. Herr F.'s Familie verlor nach der Revolution ihre bis dahin sicheren Lebensgrundlagen. Herr F. konnte als junger Mann unter lebensgefährlichen Umständen nach Österreich flüchten. In unseren Gesprächen wird neben der Schulproblematik ein anderes Thema wichtig – die Schwierigkeit mit den Kindern über die eigene Geschichte und das früher Erlebte zu reden. Dies blockiert auch andere Gesprächssituationen. Die Eltern erzählen dann, dass, wenn im Fernsehen Berichte über den Iran kommen, sie in ein Schweigen verfallen und der Vater Tränen in den Augen hat.

Ich ermutige sie, mit den Kindern darüber zu reden, so dass die schlimmen Erlebnisse der Eltern Teil der Familiengeschichte, einer gemeinsamen generationsübergreifenden Geschichte werden können. Hinter den Schrecken der Verfolgung könne dann auch die Zeit davor, mit all ihren schönen Seiten, zugänglich werden. In der Folgezeit entsteht zwischen den Eltern und den Kindern eine neue Form der Vertrautheit, und vor allem dem Vater gelingt es, mehr Zeit für die Kinder zu haben und vor allem für den Sohn emotional verfügbarer zu werden.

Kinder fordern ihre Eltern manchmal auf: „Mama/Papa oder Oma/Opa – erzähl' wie du ein Kind warst!“ Wenn diese Geschichte voll Brüchen, schmerzlichen Verlusten, Traumata oder von großer Fremdheit ist, und die Eltern oder Großeltern verstummen, dann entsteht ein Schweigen zwischen den Generationen und Fantasien füllen diesen möglichen Raum. Manchmal entstehen auch „Ersatzgeschichten“ oder „falsche Geschichten“, und ein Teil der Eltern bleibt für die Kinder unzugänglich.

Ich ermutige in der Beratung immer wieder dazu, die Fragen der Kinder aufzugreifen.

Beispiel: Herr I. tut das. Er erzählt seinen Kindern von den Olivenbäumen, der Mandelernte und der Zeit, wenn der wilde Spargel geerntet wurde. Die Orte sind nicht mehr zugänglich, sie sind

okkupiert von jüdischen Siedlern. Aber im Erzählen werden sie lebendig, die Trauer um den Verlust der Orte und all des Lebens und der Geschichten, die damit verknüpft sind, wird für seine Kinder verständlich.

Es sind oft Bilder von Landschaften, von Bäumen oder von Szenen in der Natur oder im Garten, die in den Beratungen oder Therapien auftauchen. Ich nehme an, dass dies nicht nur mit der manchmal ländlichen Herkunft der Migranten/Migrantinnen zu tun hat. Diese Bilder sind Metaphern für Ganzheit, Verbindung, Kontinuität, Verbindung mit der Peergruppe, für Dauer und überdauern. Genauso sind auch die Bilder der zerstörten Landschaft, der gefällten Bäume Metaphern für endgültigen Verlust, Auslöschung und Hoffnungslosigkeit. Salman Akhtar beschreibt in seiner Arbeit mit Immigranten seine Erfahrung, dass häufig Landschaften oder Klimata für die Niederlassung gewählt werden, die der Herkunftslandschaft oder dem Klima ähneln (Akhtar, 2007).

Die Bedeutung von Orten und Örtlichkeiten für Individuen (Gebauer & Hüther, 2003; Gebhard, 2001) und auch soziale Gemeinschaften^[7] drückt sich oft in der Nostalgie, der im Deutschen der Begriff Heimweh [8] entspricht, aus.

Heimweh lässt sich aus den frühen Erfahrungen erklären:

Die verinnerlichten Gerüche, Geräusche und die visuelle Beschaffenheit der frühen Umgebung sind der Hintergrund für alle nachfolgenden Wahrnehmungen. Dieses „Perceptual Bath / Tauchbad der Wahrnehmung“ (Akhtar, 2007, S. 190)^[8] genannte Phänomen lässt sich neurobiologisch gut erklären und therapeutisch nützen.

Einer der ältesten Texte, der dieses schmerzliche Gefühl Heimweh beschreibt, ist über 2500 Jahre alt und entstand, als das jüdische Volk 587 bis 538 vor der Zeitrechnung im Exil war. Die Disco-Band Boney M. machte aus dem Text in den 80er Jahren den Pop Song „Rivers of Babylon“, der lange in der Hitparade war.

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. ...
Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“
(Psalm 137; Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes, 1975, S. 715).

Anders formulierte es Ovid in der Verbannung am Schwarzen Meer im Jahr 8 nach der Zeitrechnung – der Schmerz scheint der Gleiche:

„Seit ich die Heimat verließ, hat man zweimal Getreide gedroschen;
Zweimal mit nacktem Fuß hat man die Traube gepresst.
Dennoch vermochte die Länge der Zeit mich Geduld nicht zu lehren,
und es empfindet mein Sinn noch meine Leiden als neu.

....

Fern ist der Anblick der Stadt, fern sind meine Lieben, die Freunde,
fern die Gemahlin: es ist keine mir teurer als sie.

(Lieder der Trauer IV·6, S. 207-209; Ovid, o. J./1963)

Das Erleben des ersten Ortes im Zielland

Migration erfolgt aus unterschiedlichsten Gründen. Was allerdings unabhängig vom Anlass wichtig ist, ist das Erleben des ersten Ortes im Zielland.

Gerade in der ersten Zeit der Orientierung bräuchte es einen „sicheren Hafen“ von dem aus man das neue Land erkunden kann und wo man die unterschiedlichsten sozialen Situationen, denen man ausgesetzt war, überdenken kann. Was zu diesem Zeitpunkt besonders wichtig ist, ist die Unterstützung durch Menschen, die einem bisher fremd waren.

Und was einen zu diesem Zeitpunkt auch beschäftigt ist, ob man hier willkommen ist oder einem vermittelt wird, dass man unerwünscht ist. Dies geschieht in sozialen Situationen, vielfach aber auch durch die Art und Gestaltung der Unterkünfte, sowie die Signale und Inschriften im öffentlichen Raum (Bateson, 1985).

Nach dem Besuch der Erstaufnahmestelle Traiskirchen in der Nähe von Wien verfasste ich folgenden Text:

„Soweto, Wäsche auf alten rostigen Eisengittern, die devastierten öden Flächen, eine davon im Eingangsbereich notdürftig, dafür umso eindringlicher mit einem dicken Drahtseil von den Wegen abgegrenzt, das ‚Betreten verboten‘ Schild suchten wir vergebens, kamen allerdings zur Einsicht, es sei nicht nötig, der ‚eiserne Vorhang‘ tut auch so seine Wirkung und einladend wirkt die Fläche dahinter ja auch nicht. Trocken Gras und abgetretene, offene und verdichtete Böden vor den Häusern ließen die Assoziation aufkommen, dass die Menschen, die hier vorübergehend wohnen, unterwegs waren in ‚ein Land, wo Milch und Honig fließen‘ (oe1.orf. Dimensionen, 2006). Dies scheint mir generell eine alte Metapher für die Sehnsüchte von MigrantInnen zu sein. Die Hoffnung, die im Heimatland noch aufrechterhalten werden kann, übermittelt durch findige Schlepper und vielleicht auch durch Nachrichten von welchen, die den Weg bis hierher und die Aufnahme geschafft haben. Diese Hoffnung wird hier radikal enttäuscht. Keine Frucht-bäume säumen den Weg, nirgends eine Quelle, aus der sich trinken lässt. Und sobald man den

Blick über die Umzäunung der Erstaufnahmestelle hebt, sieht man Wohnhäuser im Grün. Europa und die Welt draußen vermitteln sich eindrucksvoll und dass man hier nicht wirklich willkommen ist, muss man nicht mehr dazusagen. Diese Geschichte erzählt sich von selbst.“

Die Suche nach verlässlichen Orten, nach Orten, die Kontinuität vermitteln, hält ein Leben lang an.

Die Beratungsstelle als sicherer Ort – Hürden und Herausforderungen

Was sind nun die Hürden und Herausforderungen, dass eine Beratungsstelle bzw. das Institut für Erziehungshilfe ein solch sicherer Ort werden kann?

Das Aufsuchen der Beratungsstelle führt häufig zur Reaktivierung der Migrationskrise und damit zum Verlust von Ausdrucks- und Sprachfähigkeiten. Bei den Beratern/Beraterinnen und Therapeuten/Therapeutinnen kann dies zu folgenreichen Fehleinschätzungen führen (Kronsteiner, 2004).

Beispiel: Als Herr U. zum ersten Gespräch kommt, habe ich nur wenige Vorinformationen. Am Telefon war es mit großen Schwierigkeiten möglich gewesen, Ort und Zeit zu vereinbaren. Jegliches mehr an Fragen schien mir nur für Verwirrung zu sorgen. Es stellte sich heraus, dass Herr U. aus einem asiatischen Land kam, mit dem ich mich einigermaßen vertraut fühlte. Die erhoffte Erleichterung in der Gesprächsanbahnung wich immer mehr einer zunehmenden Irritation und Verständnislosigkeit meinerseits. Herr U. war auf Anraten der Lehrerin seines Sohnes gekommen. Er selbst teilte die Sorgen, konnte aber keine Gründe oder Vermutungen für die genannten Probleme angeben. Die Sätze kamen wie Bruchstücke und schon nach kurzer Zeit, nachdem ich mit Herrn U. einen Termin für die Vorstellung seines Sohnes in der Beratungsstelle gegeben hatte, wollte er aufstehen und gehen. Ich machte noch mehrere Gesprächsanbahnungsversuche und gab schließlich nach. Mittlerweile machte ich mir ernstliche Sorgen um Herrn U.'s psychische Situation, anders konnte ich mir die Situation, wie ich sie erlebt hatte, nicht erklären. Die folgenden drei Gespräche festigten für mich meinen Eindruck. Mittlerweile war die gesamte Familie, d. h. die Mutter und das zweite Kind der Familie auch in der Beratungsstelle gewesen. Die Rückmeldung meines Kollegen, dass er mit dem Vater beim Test des Bubens habe gut reden können, höre ich zwar, mein inneres Bild von Herrn U.'s Problematik veränderte diese Information allerdings nicht – ich war sehr skeptisch. Bis sich die Situation beim nächsten Gespräch mit den Eltern völlig wandelte. Ich war verblüfft – statt den mir schon bekannten Bruchstücken einer Erzählung erfuhr ich vieles von den Sorgen und den Überlegungen der Familie. Es lag dann an mir, das Gespräch zu beenden – an diesem Tag wären die Eltern noch länger sitzen geblieben. Dass sich die Türe der sprachlichen Verständigung nicht dauerhaft geöffnet hat, erlebe ich beim darauf folgenden Treffen, wo wieder die Sprach- und Hilflosigkeit im Vordergrund stehen.

Im Nachhinein verstand ich das, was ich als schwere psychische Krankheit interpretiert hatte, als Ausdruck der Migrationskrise, die sich in Sprachlosigkeit und Desorientierung äußerte und durch das Aufsuchen der Beratungsstelle reaktiviert worden war.

Daniela Molinari meint: „Die wirkliche Konfrontation mit dem fremden Land ereignet sich somit für viele erst zum Zeitpunkt des Eintrittes ihrer Kinder in die hiesigen schulischen Institutionen. Dies aktiviert die Frage nach realistischen Zukunftsperspektiven für die Kinder“ (Molinari, 1995, S. 91).

An Kindern werden oft die grundsätzlichen Probleme, welche die Eltern oder die Familie durch die Migration hat, deutlich.

Das Aufsuchen*müssen* einer Beratungsstelle ist häufig mit Enttäuschung, Kränkung oder Beschämung für die Eltern verbunden. Die damit verbundene Infragestellung der Identität äußert sich im Rückzug vor dem Fremden, der Verweigerung der Umsetzung der vorgeschlagenen Maßnahmen oder der Errichtung von noch stärkeren Feindbildern.

Daniela Molinari schreibt: „Zu realisieren, dass das eigene Kind - oft das einzige Familienmitglied, das in wirklichem Kontakt mit dem schweizerischen Umfeld steht - Mühe hat, sich zu integrieren, ist für viele Eltern sehr schmerzhaft“ (Molinari, 1995, S. 82).

In der transkulturellen Beratung und Therapie wird die Auseinandersetzung mit dem eigenen Wertesystem und der eigenen Herkunfts- und Familiengeschichte sowohl bei den Hilfesuchenden als auch bei den Helfern/Helferinnen im besonderen Maße aktiviert.

Beispiel: Frau B. erzählt, dass sie auf dem Land in Südindien aufgewachsen ist. Meine Feststellung, dass sie wohl eine Landwirtschaft gehabt hätte und die Frage, was sie denn angebaut hätten, führt zu einer heftigen Reaktion: „Wir waren die Herren, nicht die Arbeiter.“ Ihre Verachtung für die Landarbeiter ist unüberhörbar und spürbar. In diesem Moment bricht die mögliche Verständigungsbrücke. Die unterschiedliche soziale Herkunft, die – wie ich meine – einem ein Leben lang in Haltung, Ausstrahlung und Bewegung anhaftet, wirkt jetzt trennend. Mein frühkindlicher Identifikationsbezug waren Kleinhäusler und Knechte. Das Klima der Verachtung und Überheblichkeit von Seiten der Großbauern, durchsetzt von Resten der Überzeugung, das Gewaltmonopol zu besitzen, sind mir nur zu gut in Erinnerung.

Die Erinnerung an die unterschiedliche Herkunft wirkte hier trennend und ließ keine Basis für weitere vertrauensvolle Arbeit entstehen.

Der/die Einzelne tritt uns, ob sie/er es will oder nicht, auch als Vertreter/in einer Nation, Kultur oder Ethnie oder bedingt durch die Entwicklungen der letzten Jahre auch als Vertreter/in einer Religion entgegen und wird auch häufig vom anderen unter diesem Blickwinkel eingeordnet und bewertet. Dies führt zur Aktivierung von stereotypen Zuschreibungen.

Die deutsche Psychoanalytikerin Renate Cogoy schreibt über ihre Übersiedelung nach Triest: „Ich machte die Erfahrung, dass sich meine Identität plötzlich und drastisch auf meinen Status als Deutsche reduzierte, eine Zuschreibung, die besonders für Deutsche meiner Generation überaus problematisch und im eigenen Selbstverständnis eher negativ besetzt war“ (Cogoy, 2007, S. 11). Diese Stereotypisierung, meint Cogoy, habe oft zur Folge, selbst auch mit Stereotypisierungen zu reagieren. Diesen Prozess sieht sie als unabhängig von den Gründen für die Migration.

Meine Erfahrungen sind ähnlich. Nach Beendigung eines internationalen Pilotprojekts schrieb ich:

Im Zusammentreffen von Personen aus verschiedenen Ländern bringen diese auch die Geschichte ihrer Länder mit. Besser gesagt, werden sie rasch als Vertreter ihrer Länder gesehen. ... Ich erlebte mich immer wieder zurückgeworfen auf Bilder von den Nachbarländern und auf Gefühle wie Überheblichkeit und Angst, mit denen ich aufgewachsen bin und die ich längst überwunden glaubte. Immer wieder erlebte ich, dass ich meinen Vorurteilen aufsitze. Der „eiserne Vorhang“ ist im Kopf immer noch präsent. (Tatschl, 2003, S. 11)

In der Arbeit im Institut für Erziehungshilfe stellte sich das so dar, dass sich in meinem Zimmer die aktuellen und auch historischen Konflikte „in mir“ trafen. Es kamen Tschetschenen und Russen, der Serbe, der Albaner verachtete, und der albanische Vater, der mir erklärte, er müsse alle Serben hassen. Es kam die serbische Romni, die von den Gräueltaten der Nachbarn erzählte und der serbische Vater, der als Soldat „sein Geschäft“ erledigte.

Der politische Mensch in mir fordert Positionen, Einstellungen, historische Bezugnahme und Parteilichkeit. Als Berater und Psychotherapeut braucht es die persönliche Einfühlung und mitunter die Familiarisierung. Dies ist ein kognitiver und emotionaler Balanceakt.

Und – nicht jeder Rassismus, der durch die Tür des Beratungszimmers vor mich gebracht wird, ist für mich aushaltbar und erträglich.

In der Beratung oder Therapie prallen unterschiedliche Vorstellungen von Familie, Verwandtschaft, über das Verhältnis von Individuum und Kollektiv, sowie unterschiedliche Rollenvorstellungen aufeinander.

Diese führen häufig zu Missverständnissen, die, wenn sie nicht verstanden und kommuniziert werden können, oft einen Kontaktabbruch zur Folge haben. Eine Grundkonstellation kann als Autonomie versus relationale Verbundenheit bezeichnet werden (Keller, 2011). Autonomie und relationale Verbundenheit können beide als grundlegende menschliche Bedürfnisse gesehen werden. In den verschiedenen Kulturen sind diese beiden Dimensionen unterschiedlich gewichtet. Welches Ziel in den Vordergrund gerückt wird hängt von den unterschiedlichen ökokulturellen Rahmenbedingungen ab.

In der westlichen, hoch gebildeten Mittelschicht ist persönliche Autonomie ein zentraler Wert. „Autonomie wird in der Regel definiert als eine psychologische Fähigkeit, Kontrolle über das eigene Leben und die eigenen Handlungen auszuüben und das eigene Leben selbstverantwortlich zu führen“ (Keller, 2011, S. 16). Dazu gehören die Durchsetzung eigener Interessen sowie Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Die Beschäftigung mit der Innenwelt und der inneren Lebenswelt, die Förderung kognitiver Kompetenzen und die Berücksichtigung individueller Vorlieben, Wünsche und Grenzen stehen im Vordergrund. Beziehungen werden frei gewählt. Dieses Konzept dominiert in Österreich.

Relationale Verbundenheit findet sich weltweit verbreitet vor allem in traditionellen Gesellschaften, besonders bei bäuerlichen Kulturen. Das (familiäre) Beziehungsgefüge steht im Zentrum. Die Beziehungen sind hierarchisch organisiert und folgen meist einer Alters- und Geschlechterhierarchie. Respekt vor den Älteren ist ein zentraler Wert. Menschen mit diesem kulturellen Modell „sehen in der Erfüllung der an sie gestellten Erwartungen ihre Lebensaufgabe und fühlen sich nur wohl und zufrieden, wenn sie diese Verpflichtungen leben“ (Keller, 2011, S. 16). Türkische Familien mit einem bäuerlichen Hintergrund sind meist relational organisiert.

Nicola Knight hat dieses Phänomen auch als kulturellen Unterschied zwischen Nord- und Süditalien gefunden, bzw. zwischen sozialer Unterschicht und sozialer Mittelschicht. Auch hier wird die Ursache in den unterschiedlichen sozioökonomischen Zwängen bzw. der unterschiedlichen ökosozialen historischen Entwicklung gesehen (Knight, 2008). Die Notwendigkeit, die Herausforderungen des Alltags nur durch die Kooperation mit Nachbarn oder Personen, die vor ähnlichen sozioökonomischen Herausforderungen stehen, bewältigen zu können, wirkt sich auf das Denken aus. Das eigene Handeln wird in Hinblick auf die Auswirkungen auf die sozialen Netzwerke, in die man sich eingewoben versteht, reflektiert. Die mit diesen Netzwerken verbundenen Abhängigkeiten werden berücksichtigt und beeinflussen die eigene Entscheidungsfindung. Die soziale Gruppe und der soziale Frieden gehen auf Kosten individueller Ausprägung vor. Die wirtschaftliche und politische Freiheit der sozialen Mittelschicht zu individuellem Handeln führt zu einem entsprechenden Denken und Handeln. Die mittelständische städtische Freiheit bringt dadurch auch ein entsprechendes (Klein-)Unternehmertum z. B. in Norditalien hervor.

Im Folgenden stelle ich einige dieser unterschiedlichen Vorstellungen, die ich in meiner Praxis erlebe, vor:

Die Vorstellung, dass Babys selbstverständlich ein eigenes Kinderzimmer brauchen oder dass nur das Familienbett die nötige Geborgenheit gebe, sind kulturell geprägt und können das jeweilige eigene Wertesystem fordern.

Die Vorstellungen über das Verhältnis von Individuum und Familie, bzw. der sozialen Bezugsgruppe sind kulturell äußerst unterschiedlich. Mitteleuropäische Sozialarbeiter/innen, Psychologen/Psychologinnen oder Psychotherapeuten/Psychotherapeutinnen wachsen in einer Kultur auf, welche die Fähigkeit zum „Alleine sein können“ als zentrale Tugend hat. Die Tatsache, dass bereits Babys alleine im eigenen Kinderzimmer schlafen, erscheint aus einer anderen kulturellen Werte unverständlich und gefühllos. In der mitteleuropäischen Vorstellung ist die Vorstellung eines „Familienbetts“ etwas Ungehöriges.

Dass das Individuum autonom entscheiden kann, ist gesellschaftlich eine neuere und vor allem städtische Errungenschaft. In traditionellen und vor allem ländlich geprägten Gesellschaften sind die Entscheidungsträger kulturell definiert.

Vielfach kann die Mutter, die alleine in die Elternberatung kommt, die dort gewonnenen neuen Erkenntnisse nicht umsetzen, da die Entscheidungen vom Vater getroffen werden. Dies gilt auch für die Therapie mit Jugendlichen. Das westliche Konzept von Förderung der Individualität sieht vor, dass der Jugendliche z. B. selbst anruft, um weitere Termine zu vereinbaren, und dadurch sein Wollen und seine Bereitschaft für die Therapie ausdrückt. In einem sozioorientierten Kontext kann diese Aufforderung möglicherweise vom Jugendlichen nicht richtig verstanden werden oder ihn in einen massiven Konflikt führen, der zum Kontaktabbruch führt (Domenig, 2007). In der traditionellen türkischen Kultur sind die jüngeren Geschwister wesentlich von den Entscheidungen des Abi, des ältesten Bruders, oder der Abla, der ältesten Schwester, abhängig.

Die therapeutische Abstinenz ist eine der Grundlagen einer gelingenden Therapie im Verständnis von Beratern/Beraterinnen und Therapeuten/Therapeutinnen. Die/der hilfeschuchende Erwachsene oder das Kind oder die Jugendliche wird dabei als eigenständig entscheidendes Wesen gesehen. Diese Haltung kann in Konflikt mit einem anderen sozialen Wertesystem kommen, in dem die Respektbezeugung entscheidenden Angehörigen gegenüber die Grundlage für Vertrauen und Beziehung ist.

In Kulturen, wo der Vater das entscheidende Familienoberhaupt ist, kann dieser die mitteleuropäische Abstinenz und Distanzierung des Kinder- oder Jugendtherapeuten ihm gegenüber leicht als Respektlosigkeit verstehen und damit einen zentralen kulturellen Wert in Frage gestellt

sehen. Die nicht Einbeziehung bzw. bei anderen Konzepten vorgesehene durchgängige Trennung von Elternarbeit und Kinder- und Jugendtherapie bringt sowohl Eltern als auch die Kinder und Jugendlichen in Loyalitäts- und Wertekonflikte.

Distanz gilt im herkömmlichen Therapie- und Beratungsverständnis als ein Ausdruck professionellen Handelns. In einem anderen kulturellen Muster sind allerdings Nähe und Familiarisierung die Basis für Vertrauen.

Dagmar Domenig formuliert: „MigrantInnen aus sozioorientierten Kontexten gestalten Beziehungen zu Fachpersonen oft ähnlich einer familiären Bindung. Voraussetzung für eine erfolgreiche Interaktion ist demnach das gegenseitige „familiäre“ Vertrauen. Im Unterschied dazu verfolgen Fachpersonen oft einen sogenannt problemorientierten Beziehungsansatz, der eine gewisse ‚professionelle‘ Distanz zu PatientInnen und KlientInnen verlangt.“ (Domenig, 2007, S. 211)

Domenig meint, dass die Strategie der „Familiarisierung“, die Migranten/Migrantinnen mitbringen, die Helfer/innen oft verunsichert und auf verstärkte Distanz gehen lässt. Dies hat dann Beratungsabbrüche zur Folge.

Auch die als passend empfundene Körpernähe bzw. sich während des Gesprächs zu berühren, sind kulturell geprägte Verhaltensmuster. „In **Mitteleuropa** beginnt die Intimzone zirka 50 cm vor und endet 50 cm hinter einer Person – an der Seite ist die Intimzone etwas kleiner. In **Südamerika** sind die Distanzzonen geringer ausgeprägt als in Mitteleuropa“ (Stangl, 2018). Wenn sich die Mutter aus Brasilien den Sessel an meine Seite rückt, hat dies nichts mit einem persönlichen Annäherungsversuch zu tun. Sie stellt einfach die für sie für den Anlass passende Körperdistanz her.

Auch allfällige Berührungen, ein die Hand auf die Schulter legen, müssen je nach kulturellem Kontext interpretiert werden. Stangl formuliert:

Problematisch können Begegnungen zwischen kühlen **Engländern**, die Berührungen praktisch nie zulassen, und Männern aus Puerto Rico sein. Ein puerto-ricanischer Mann wird seinen Gesprächspartner, wie bei Beobachtungen gezählt wurde, wohlmöglich 180-mal pro Stunde berühren. Für den Briten genau 180-mal zu oft. Der Engländer wird dem Puerto-Ricaner mit Sicherheit homosexuelle Absichten unterstellen. (Stangl, 2018)

Ich erinnere noch gut die Szene, als ein kurdischer Vater mir im Vorraum, für meine Kolleginnen sichtbar, die Hand auf die Schulter legte. Er bestätigte damit den guten Verlauf unseres Gesprächs und das Vertrauen in mich. In mir tauchte zugleich allerdings der Gedanke auf, die Kolleginnen könnten mich für unprofessionell halten.

Wenn wir von Familie reden, können wir, abhängig von unserem kulturellen Hintergrund sehr unterschiedliche Bilder im Kopf haben. Familie kann die Kernfamilie sein oder das weit verzweigte Netz von Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen oder sogar ein ganzes Dorf kann damit gemeint sein.

Wenn ägyptische Eltern im Laufe einer Beratung verschiedenste Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen mitbringen, oder diese statt der erwarteten Eltern zu einem Termin mit dem Kind kommen, so kann aus einer mitteleuropäischen Perspektive leicht der Rückschluss auf chaotische Familienverhältnisse gezogen werden. Bei einem Gespräch mit der Lehrerin kann diese sich durch diesen „Massenauflauf“ bedrängt und unter Druck gesetzt fühlen. Erst der Blick auf eine grundsätzlich andere Vorstellung von Familie zeigt, dass diese Familie sich besonders fürsorglich zeigt und vermitteln möchte, dass tatsächlich die „ganze Familie“ hinter dem Kind steht und es unterstützen möchte.

Der Kinderbuchklassiker von Mira Lobe formuliert „Das kleine Ich bin ich“ (2016) und zeigt eine ersehnte Entwicklung auf, die hingegen in anderen kulturellen Kontexten eher vermieden werden soll. Die Haltung: Ich, das sind (auch - oder vordringlich) die Anderen, soll hingegen gefördert werden.

In der indischen Kultur ist die Erziehung darauf angelegt, dem Kind die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe zu vermitteln und eine psychische Gruppenidentität zu entwickeln. Das „Ich-Streben“ ist dagegen etwas, das gezügelt werden muss. Dies kann zu einem psychischen Erleben in der Migration führen, wie „ohne Familie bin ich nichts“.

Kulturbedingte Unterschiede sind eine besondere Herausforderung bei der Gutachtenerstellung und bei psychologischer oder psychiatrischer Diagnostik. Viele psychologische Testverfahren sind sprach- und kulturabhängig und transkulturell angewandt nicht reliabel.

Besondere Bedeutung erhalten kulturbedingte Unterschiede bei Gutachtenerstellung und psychologischer oder psychiatrischer Diagnostik. Diese Unterschiede zeigen sich zwischen unterschiedlichen Kulturen verschiedener Länder, aber auch innerhalb von Ländern mit langer gemeinsamer Geschichte und gemeinsamer Sprache wie Nord- und Süditalien. Die Unterschiede lassen sich auch zwischen verschiedenen sozialen Schichten nachweisen.

Viele Tests sind sprach- und kulturabhängig. Für interkulturelle Vergleiche wurden sogenannte sprachfreie Verfahren entwickelt – eines davon ist der Progressive Matrizentest von Raven 1956 (Stangl, 2001).

Bei der Jahrestagung der Transkultural Psychiatric Association 2006 in Wien haben Renner, Salem und Ottomeyer von der Universität Klagenfurt ihre Befunde hinsichtlich der Validität verschiedener Tests zur Feststellung von Posttraumatischem Stress-Syndrom (PTSD) bei tschet-schenischen, afghanischen und westafrikanischen Asylsuchenden vorgestellt (Ottomeyer & Renner, 2007). Nur wenige der Tests waren brauchbar, manche nur eingeschränkt für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe.

Eine Reihe von Untersuchungen und Experimenten belegen eine unterschiedliche Blick- und Denkweise zwischen ostasiatischen und westlichen Kulturen (Langenbach, 2008). Auf Bildern, die ein zentrales Objekt vor einem Hintergrund zeigen, richtet sich der östliche Blick vor allem auf das Gesamtbild und bezieht den Hintergrund ein. Der westliche Blick dagegen richtet sich unmittelbar auf das zentrale Objekt. Die östliche Denkweise ist somit eine ganzheitlichere, holistische, die in Zusammenhängen, Beziehungen und Ähnlichkeiten denkt. Die westliche Denkweise hingegen ist eine analytische, bildet Kategorien und denkt an das zentrale Objekt, seine Eigenschaften und möglichen Vorhaben sowie an Regeln. Japaner blicken auf den Teich und den Fisch als zusammengehörig, der westlich-nordamerikanische Blick hingegen fasst sofort den Fisch ins Auge (Boland, Chua, & Nisbett, 2008). Nisbett (2008) führt diese Unterschiede auf eine unterschiedliche Sozialisation zurück, die ihrerseits durch unterschiedliche ökokulturelle Rahmenbedingungen entstand (Unterschied zwischen Bauern, Fischern und Hirten: Experiment - Handschuh, Schal, Hand; Fischer und Bauern sehen eher Handschuh und Hand als zusammengehörig, Hirten eher Handschuh und Schal). Gemeinschaften, die eng mit einander kooperieren müssen und voneinander abhängig sind, entwickeln eher eine holistische Denkweise, während Gesellschaften, die viele individuelle Entscheidungen treffen müssen wie Hirten, eher in Kategorien denken.

Diese unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Denkweisen führen zu unterschiedlichen Rorschachtests zwischen Asiaten und Europäern. Abel und Hsu zeigten bereits 1949 dass chinesischstämmige Amerikaner mehr Ganzantworten gaben, Amerikaner hingegen gaben mehr Detailantworten. Asiaten sehen beim Rorschachtest andere Dinge als Europäer. Asiaten richten den Blick auf den Kontext, die „Gestalt“, die Europäer sehen mehr die Details (Knight, 2008). Nach den Studien von Knight muss dieser Effekt, vielleicht nicht so stark ausgeprägt, auch sonst innereuropäisch zu finden sein. Dies ist eine fachlich-methodische Herausforderung für die Interpretation der individuellen Tests.

Ich kann mir vorstellen, dass die genannte kulturell unterschiedliche Blick- und Denkweise auch für andere psychologische Testverfahren, die mit Bildern und Szenen arbeiten, sowie für die Auswertung dieser Tests, relevant ist.

Die Beratungsstelle als „Brücke“

Beratungsstellen, als Teil der allgemeinen Versorgungslandschaft, haben eine Brückenfunktion und leisten dadurch Integrationsarbeit.

Als Bild für eine Brücke habe ich „Stari Most“ gewählt.

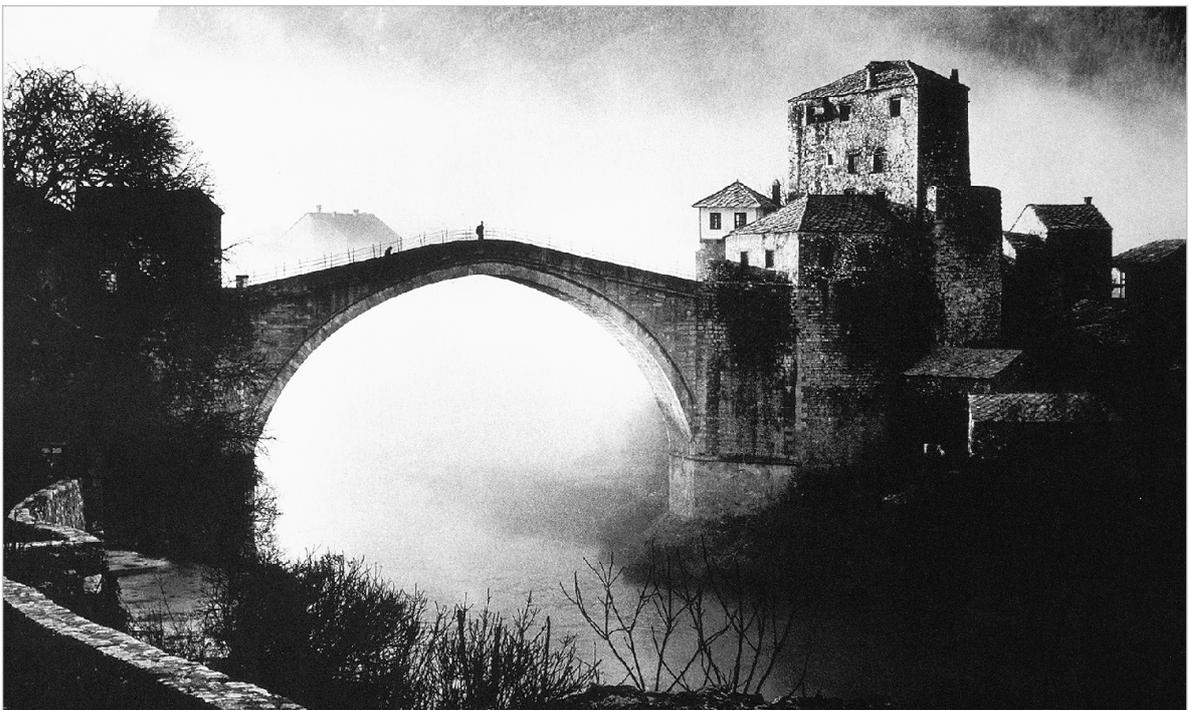


Abbildung 1: © Ćiril Ćiro Raič – Mostar^[10]

„Stari Most“ – die „Alte Brücke“ von Mostar^[11] verbindet verschiedene Kulturen und Religionen sowie unterschiedliche Wertvorstellungen. Sie ermöglicht persönliche Begegnungen. Das Bild von „Stari Most“ steht für das Überwinden von Abgründen und die Unterstützung und Erleichterung des Austauschs. Dass „Stari Most“ nach der absichtlichen Zerstörung, unter Einbeziehung vieler Betroffener, in einem interaktiven und reflexiven Prozess wiederaufgebaut wurde, ist ein Zeichen gegen die Resignation angesichts traumatischer historischer Erfahrungen.

Beratungsstellen können so für eine Zeit der Verengung und der Krise stehen, nach deren Überwinden sich wieder unterschiedliche Wege und Entwicklungen auftun können. Eine Brücke zwischen den Generationen und zwischen konflikthaften Entwicklungsphasen können sie sein. Und – was Brücken ausmacht – sie können ein Raum dazwischen sein, zwischen dem hier und dem dort, beidem angebunden, doch keinem ausschließlich zugehörig.

Die Hürden überwinden – Ansätze und Schlussfolgerungen für die Praxis

Die nonverbale und die paraverbale Kommunikation sind in der transkulturellen Begegnung von großer Bedeutung. Besonderes Augenmerk verdienen dabei die Blickdialoge.

Laut Studien basiert die Wirkung einer Botschaft beim Empfänger nur zu 7 Prozent auf den benutzten Worten, zu 38 Prozent auf der Art und Weise, wie diese Worte gesagt werden (paraverbale Kommunikation) und zu 55 Prozent auf Körpersprache und Mimik (nonverbale Kommunikation) (Herbrand, 2002).

Emilio Modena nennt als eine von drei Techniken, um das Fremde besser zu verstehen, die „Forcierte Identifikation“ (Modena, 1995). Damit meint er für Momente die eigene Identität gleichsam zur Seite zu stellen und in die Haut des Anderen zu schlüpfen. Gut möglich ist es aus meiner Erfahrung, in der Bewegung oder Haltung des Anderen mitzugehen und sich einzufühlen. Modena nennt dies die Aktivierung des eigenen hysterischen Potentials.

Wesentliche Grundlage für das Gelingen der Übergänge ist die Verwandlungsfähigkeit des Menschen. Sehr schön hat dies Elias Canetti formuliert: „Die eigene Identität...bleibt in der Verwandlung gewahrt. Er kann dies oder jenes sein, aber dies oder jenes bleiben voneinander getrennt, denn dazwischen ist er immer wieder er selbst“ (Canetti, 1985, S. 378).

Eine zentrale Rolle in der Kommunikation nehmen die Blickdialoge ein (Petzold, 1993).

In der Beschäftigung mit verschiedenen Kulturen und „dem Fremden“ fällt auf, dass dem Blick eine besondere Bedeutung zukommt. Seien es Blicktabus zwischen Männern und Frauen wie in Indien, zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter bei den Navajos, beim Betreten eines Dorfes der Jivaro... (Hüther, 2006)

Der Neurobiologe Gerald Hüther sieht im Blickkontakt die intensivste Form der Begegnung mit einem anderen Menschen und führt dies auf die erste, früheste Form der Begegnung (mit der Mutter) zurück. Der Blickkontakt zwingt Menschen dazu, miteinander in Beziehung zu treten. Damit sei man einander nicht mehr fremd und tausche seine unterschiedlichen (einseitigen) Erfahrungen aus. Kulturen, die das vermeiden, bleiben stabiler (Hüther, 2006). Die Vermeidung von Augenkontakt diene damit der Aufrechterhaltung der bestehenden Identität.

Wo die Sprache nicht trägt, machen oft Bilder und Metaphern eine Verständigung über Sprachgrenzen hinweg möglich. Auch die Erinnerung knüpft meist an Bilder oder beispielhafte Szenen an.

Bilder und Metaphern eignen sich sehr gut, um Diffuses, Erahtes, Gefühltes, nicht Sagbares darzustellen. Sie sind der Versuch, dieses Diffuse doch etwas zu konkretisieren und zu präzisieren. Sie scheinen eine Kompromissbildung zwischen dem Bedürfnis nach exakter Ausdrucksweise und Benennung zu sein. Bilder und Metaphern statt einer klaren Sprache stehen für den Wunsch, verstanden zu werden und für die Versuche einer Verständigung zwischen Verschiedensprachigen. (Tatschl, 2003)

Die folgende Bemerkung, die ich in der Radiosendung „Unter unserem Seelenteppich“, Dimensionen Ö1 am 25.4.2006 gehört hatte, veränderte in der Folge meinen Blick auf „die Migranten/Migrantinnen“: „Migration braucht vor allem Mut.“

Migration bedeutet eine große Leistung, die meist nicht bewusst ist. Häufig wird Migration als psychischer und sozialer Entwertungsprozess erlebt. Mitgebrachtes wird als unbrauchbar entwertet. Oft geschieht dies auch durch die Migranten/Migrantinnen selbst.

Die eingeschränkte Ausdrucksfähigkeit in der Sprache der Aufnahmegesellschaft führt unreflektiert leicht zu einer Fehleinschätzung hinsichtlich der sozialen und intellektuellen Fähigkeiten des Anderen. Mangelnde verbale Ausdrucksmöglichkeit kann so unbewusst als Ausdruck geringer Bildung gewertet werden und beeinflusst die innere Haltung dem Anderen gegenüber in negativer Weise. Zu Selbstentwertung kommt die Entwertung durch Vertreter/innen der Aufnahmegesellschaft. Diese kommt z. B. im „Radebrechen“ zum Ausdruck.

In Beratungen durch Sozialarbeiter/innen, im Rahmen von Psychotherapien (Familientherapien) oder in Gesprächen der Lehrer/innen mit den Kindern oder Eltern ist es wichtig, die Migrationsleistung sichtbar zu machen, damit die Kinder ihre Eltern schätzen und auch wieder deren Autorität akzeptieren können.

Die Erwartungen an die Beratungs- oder Therapieeinrichtung durch die jeweilige Familie oder die Kinder und Jugendlichen sowie ihre Vorstellungen davon gilt, es herauszufinden. Stellt sie in ihren Augen einen „sicheren Hafen/Ort“ dar, wird sie als „erweiterte Familie“ erlebt oder als prüfende, wertende und Angst fördernde Instanz? Dabei sind etwaige Vorerfahrungen im Herkunftsland oder die hier gemacht wurden bedeutsam.

Ich denke, es gilt einen einladenden Ort zu gestalten und uns „berühren“ zu lassen. Die Beratungsstelle soll ein Ort sein, wo jemand grundsätzlich gerne hinget, auch wenn es anfangs Überwindung kostet. In den Beratungsstellen braucht es in Ergänzung zum Abstinenzmodell für Mitteleuropäer die Bereitschaft und Fähigkeit zur „Familiarisierung“ mit den Migranten/Migrantinnen. Niemand ist vor Entwicklung und Veränderung gefeit. Diese Chance, die uns das Fremde bietet, diese Verheißung wie Peter Möhring sie nennt, ist auch eine der Motivationen für Helfer/innen, sich in die transkulturelle Arbeit zu begeben.

Beispiel: Ein Vater, der über einige Jahre zu regelmäßigen Gesprächen zu mir kam und der seine Kindheit und Jugend in Israel verbracht hatte, klagte oft über die Kälte, die er hier in Wien verspüre. Dort, damit meinte er Israel, sei es viel wärmer. Es war nicht nur der äußere klimatische Unterschied von Wind und Wetter, der ihm zu schaffen machte, es war besonders der klimatische Unterschied in den sozialen Begegnungen und Beziehungen. Er vermisste die soziale und die äußere Wärme. Über lange Zeit saß er – so ein Bild, das in der Supervision der Beratung auftauchte, gleichsam mit gepackten Koffern hier in Wien und bei mir im Institut. Es war ihm wichtig, dass sein Kind Hilfe und Unterstützung erhielt, und doch war er lange Zeit skeptisch, ob die Therapie etwas bewirken könne. Unsere Gespräche pendelten immer wieder zwischen Alltagsszenen mit den Kindern und den Herausforderungen, welchen sie sich als Eltern gegenüber sahen und den Erinnerungen an die eigene Kindheit in Israel. Je mehr beide Eltern über ihre Migrationsgeschichte mit all ihren Verwundungen und ihren Fähigkeiten der Bewältigung der neuen Situationen nachdenken, reden und nachspüren konnten, umso mehr ließen sie sich im Institut nieder und konnten die Therapie des Kindes zusehends unterstützen. Fast beiläufig erzählte der Vater gegen Ende der Beratung, dass er schon vor einiger Zeit die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten habe und wie wichtig ihm dies gewesen sei. In unserem letzten Gespräch überlegten die Eltern wie das sei, falls die Probleme, derentwegen sie gekommen waren, wieder auftauchen würden. Als ich sagte, „Die Tür ist offen für sie“, lachte der Vater und meinte, „Ich hätte es nicht fragen wollen. Ich wollte es von ihnen hören.“ Der Ort der Beratung war zu einem Ort in seiner persönlichen Geschichte und in seiner Familiengeschichte geworden.

Die Frage nach dem Ort der Kindheit kann eine Brücke zur konkreten Lebens- und Migrationsgeschichte schaffen.

Bei den Erstgesprächen frage ich die Eltern wo sie denn aufgewachsen sind. Wie heißt der Ort?

Oft lautet die Antwort Serbien oder Türkei. Auf die Nachfrage wo denn genau, kommt manchmal nochmals Serbien oder Türkei, so als ob sie annähmen, dass ich ihre Antwort nicht verstanden hätte. Wenn dann die nächste Antwort lautet „100 Kilometer von Belgrad entfernt“ oder „Kayseri“, dann frage ich, was oft irritierend wirkt, wie denn der Ort heiße, ob es ein Dorf oder eine kleine Stadt sei. Das würde ich nicht kennen meinen manche und sind verwundert und wirken irritiert, warum ich mich für den Namen eines Dorfes oder Weilers interessiere, den ich mit Sicherheit nicht kenne, warum ich das wissen wolle.

Warum? Weil erst dadurch der Bezug zur konkreten Lebensgeschichte und zur Migrationsgeschichte entsteht. Für die beratende oder therapeutische Arbeit mit den Eltern ist mir dieser persönliche Zugang wichtig

Auf dem Hintergrund der Migrationserfahrungen können Wartezeiten auf einen Therapieplatz oder Überweisungen zu anderen Einrichtungen eine besondere Bedeutung haben, die auf den ersten Blick nicht wahrnehmbar ist. So könnten sie mit „Abschiebungserfahrungen“ assoziiert werden und Emotionen wecken, die eventuell den Versuch, ein Hilfsangebot zu etablieren, torpedieren könnten. Überweisungen sind deshalb gut zu überlegen und sorgfältig vorzubereiten.

Aus institutioneller Sicht ist manchmal eine Überweisung angeraten oder wäre der übliche Ablauf nach Abschluss der diagnostischen Phase, die Familie oder das Kind auf eine Warteliste zu setzen. Auf dem Hintergrund der Migrationsgeschichte kann es aber entscheidender sein, die Kontaktaufnahme abzusichern und ein stützendes Setting anzubieten. Die Beratungsstelle kann gleichsam als Brückenkopf verstanden werden, von dem aus andere Wege erkundet oder Pfade erstmals begangen werden.

Der sozialarbeiterische Handlungsansatz des Casemanagement zur Koordinierung unterschiedlicher Hilfsangebote hat sich als hilfreich erwiesen, um ein verunsicherndes „Herumreisen zwischen den Institutionen“ hintanzuhalten.

Die Koordinierung von Beratungs-, Therapie- und Behandlungsmaßnahmen durch eine definierte Institution ist für die Effizienz der eingesetzten Mittel wichtig. Für die betroffenen Personen geht es um Angstreduzierung und Sicherheitsgewinnung, welche die Basis für effektive Hilfe sind.

Traditionelle Settings in den jeweiligen Einrichtungen (die für mitteleuropäische Kernfamilien entwickelt wurden) sind auf ihre Tauglichkeit für die transkulturelle Situation zu überprüfen.

Das betrifft insbesondere das Einbeziehen von Großeltern oder anderen Verwandten in die „Elternberatung“ sowie die durchgängige Trennung von Elternarbeit und Kinder- und Jugendtherapie. Die Beratungsstellen und die Institute können als „Übergangsraum“ und „Möglichkeitsraum“ (Winnicott, 1997, S. 121-127) im Sinne von Winnicott verstanden werden, als ein Raum kultureller Überschneidungen (Gün, 2007), in dem die unterschiedlichen Ansprüche, nämlich die der Familienkultur und die der Kultur der Aufnahmegesellschaft thematisierbar sind.

Die immer wieder geäußerte Forderung: „Die müssen sich an die Bedingungen hier anpassen, wenn sie Unterstützung wollen“, ist fachlich nicht zu rechtfertigen.

Vielmehr ist die Praxis gefordert, der Familienvorstellung entsprechende Beratungsangebote zu machen, damit es überhaupt gelingen kann, Vertrauen und Wertschätzung aufzubauen.

Die Tendenz, das Fremde zu isolieren, auszugrenzen und abzuspalten zeigt sich als Resonanzphänomen in den Teams und Organisationen. Dies ist auch die bestimmende Felddynamik (Berker, 1992) in der inter- und transkulturellen Arbeit. Um dem gegenzusteuern, muss

das „Fremde“ in den Institutionen verortet werden. Spezialisierte Supervisionen, regelmäßige Besprechungen zum Thema oder eigene Klausuren sowie eine Evaluierung zur Bedeutung des Themas in der eigenen Organisation eignen sich hierfür.

Die Begegnung mit dem Fremden thematisiert und aktiviert immer die Frage der Zugehörigkeit. Dies ist in höchstem Maße irritierend und verunsichernd und kann nicht auf Dauer ausgehalten werden.

Gleichzeitig ist eine große Rollenflexibilität gefordert, und manche vertrauten, gut eingeübten Handlungsrouninen sind nicht erfolgversprechend oder erweisen sich sogar als störend. Dies verunsichert die professionelle Identität.

Diese Herausforderungen, die mit der transkulturellen Beratung und Psychotherapie verbunden sind, führen tendenziell dazu, die auftauchenden Fragen und Probleme im institutionellen Rahmen auszublenden.

Die interkulturelle Begegnung thematisiert und aktiviert immer die Frage der Zugehörigkeit zur sozialen Bezugsgruppe oder des Ausschlusses durch sie. Der Kontaktabbruch zu den als nicht-zugehörig Wahrgenommenen ist ohne inneren emotionalen Konflikt möglich. Geht man allerdings in eine Beziehung zu den Anderen, kann man die Emotionalität, die mit dem möglichen Ausschluss verbunden ist erleben und so in einen Konflikt geraten. Das emotionale Wechselbad zwischen Gefühlen von Zugehörigkeit und Ausgeschlossen sein scheint mir die zentrale soziale Dynamik in der interkulturellen Arbeit zu sein. In Organisationen führt dies tendenziell dazu, das Fremde auszublenden, zu isolieren, auszugrenzen und abzuspalten und zeigt sich als Resonanzphänomen in den verschiedenen Bereichen, z. B. in Teams und Arbeitsgruppen. Um diesem Phänomen gegenzusteuern muss die Beschäftigung mit interkulturellen Themen in den Institutionen durch regelmäßige spezialisierte Supervisionen, Besprechungen oder Klausuren mit begleitender Evaluierung strukturell verortet werden. Dies wäre ein erster Schritt hin zur umfassenden „Interkulturellen Öffnung“ der jeweiligen Einrichtung. (Tatschl, 2011, S. 274)

Personen oder Gruppierungen in Teams und Organisationen, welche „die Agenda“ übernehmen, laufen analog der Felddynamik selbst Gefahr, isoliert und ausgegrenzt zu werden.

Dieser unbewusste Mechanismus erklärt aus meiner Sicht auch teilweise die rudimentäre Beschäftigung der Politik mit dem Thema Migration oder das Verhalten einzelner Politiker/innen in Bezug zu diesem Thema bzw. die eindeutige Positionierung als harter Mann oder harte Frau gegen den Flüchtlingsstrom und den Zuzug der Fremden. Die Entwicklung in den Kindergärten, Schulen und Beratungseinrichtungen kann sich dieser gesellschaftlichen Dynamik nicht entziehen.

Dem kann nur durch kontinuierliche Reflexion und institutionell durch geeignete Maßnahmen wie themenspezifische Besprechungen, Klausuren oder spezialisierte Supervisionen (Englisch, 2006) gegengesteuert werden. Das „Fremde“ muss in den Institutionen verortet werden. Dies ermöglicht die Differenzierung von emotionalen und psycho- sowie organisationsdynamischen Aspekten und einer fakten- und zahlenbasierten Erfassung der Thematik.

Beispiel: In der Child Guidance, Institut für Erziehungshilfe, wurde das Thema „Migration“ über zwei Jahre systematisch bearbeitet. Zuständig dafür war die Wissenschaftsgruppe, der Vertreter/innen der einzelnen Institute und die Gesamtleitung angehören. Einzelne Mitarbeiter/innen wurden nach Bedarf punktuell zugezogen.

Um den faktischen Umfang des Themas zu erfassen, wurde ein Jahr lang organisationsintern eine Studie durchgeführt, bei der die Mitarbeiter/innen mittels eines Fragebogens ausgewählte Daten (Sprachen, Geburtsorte der Kinder, Eltern und Großeltern,...) aller Neuanmeldungen, bzw. aller laufenden Therapien erhoben. Die Ergebnisse dieser Studie wurden an einem „Institutsvormittag“, zu dem alle Mitarbeiter/innen eingeladen waren, präsentiert und diskutiert.

Zur Erhebung und zum Austausch des Erfahrungswissens wurde an diesem „Institutsvormittag“ in Kleingruppen zu ausgewählten Herkunftsländern oder Herkunftsregionen anhand folgender Fragen gearbeitet:

Welche Erfahrungen haben wir in der Elternarbeit gemacht?

Welche Erfahrungen haben wir in der Kindertherapie gemacht?

Was macht das Erlebte mit den Professionellen?

Welche Herausforderungen stellen sich?

Welche Strategien im Umgang mit den Herausforderungen haben wir entwickelt?

Dieser Arbeitsschritt involvierte die gesamte Organisation und stellte sicher, dass sehr unterschiedliche Aspekte, Erfahrungen und Fragestellungen Gehör fanden. Die Ergebnisse der Gruppenarbeiten wurden dann im Weiteren in der Wissenschaftsgruppe besprochen und bildeten den Rahmen für die weiteren Schritte und Meilensteine in der Auseinandersetzung mit dem Thema.

Höhepunkt der ersten Arbeitsphase mit dem „Fremden“ war eine wissenschaftliche Tagung mit dem Titel „Kindheit und Migration“, bei welcher internationale, österreichische und institutsinterne Experten/Expertinnen Vorträge hielten und Workshops anboten. Um die Vernetzung mit anderen Institutionen in diesem Bereich zu etablieren, wurden Vertreter/innen dieser Institutionen als Workshopleiter/innen eingeladen.

In einem nächsten Schritt ging es darum, konkrete Schlussfolgerungen für die Praxis in den Instituten zu ziehen und eine nachhaltige Beschäftigung mit dem Thema sicherzustellen.

Ausblick

Der Klimawandel wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu tiefgreifenden Veränderungen unserer Gesellschaft, unserer Lebensweise und unseres Zusammenlebens führen. Ein Aspekt ist die rasante Zunahme von Migration aus Umweltgründen.

Was dringend notwendig ist, ist die Förderung der Integrationsfähigkeit unserer Gesellschaft und des Ausbaues von Integrationsangeboten. Integration, so wird oft betont, sei eine Leistung, die von beiden Seiten, den Zuwandernden und der Aufnahmegesellschaft, erbracht werden müsse. Philipp Ther sieht dies kritisch, da der „Imperativ der Integration erst einmal aus der Perspektive des Staates und der Mehrheitsgesellschaft formuliert wird“ (Ther, 2017, S. 27). Zudem könne sie auch partiell und reversibel sein.

Migranten/Migrantinnen und deren Familie brauchen Orte, die Sicherheit garantieren, damit die Verunsicherung durch die Migrationskrise ausgehalten, und der Verheißung, die mit dem Fremden verbunden ist, nachgespürt werden kann. Die mögliche Entwicklung braucht Zeit und Geduld, damit sie als Identitätserweiterung erlebbar und sichtbar wird.

Beratungsstellen sind Orte der Identitätsreflexion und Identitätsentwicklung. Sie leisten Integrationsarbeit für Kinder, Jugendliche und Eltern und sind eine Investition in die Zukunft von Individuen, aber auch in die Zukunft der Aufnahmegesellschaft. „Entgegen allen Integrationsängsten waren Flüchtlinge (und andere Migranten) historisch betrachtet fast immer eine Bereicherung für die Länder, die sie aufnahmen, und ein Motor wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen“ (Ther, 2017, Umschlagtext), meint Phillip Ther.

Im Jahr 2006 hatten 59,1 % der in Wien geborenen Kinder mindestens einen Elternteil mit Migrationshintergrund (Magistrat der Stadt Wien, 2007)^[12]. Seit 2006 wuchs die Wiener Bevölkerung um 11 % von 1.652.449 auf 1.840.226 im Jahr 2016 an. 27 % davon hatten einen nicht-österreichischen Pass (Stadt Wien, 2016). „Bereits mehr als ein Drittel (35 %) der WienerInnen hat seinen Geburtsort im Ausland“ (Stadt Wien, 2016, S. 30).

2009 hatte ich diesen Artikel mit einem Zitat von Judith Kerr aus ihrem autobiographischen Buch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ (1973) abgeschlossen.

Anna fragt ihren Vater nachdem sie aus Deutschland über die Schweiz und Paris nach London geflüchtet sind:

„Glaubst du, dass wir jemals irgendwo richtig hingehören werden?“ „Ich glaube nicht“, sagte Papa, „nicht so, wie die Menschen irgendwo hingehören, die ihr Leben lang an einem Ort gewohnt haben. Aber wir werden zu vielen Orten ein wenig gehören, und ich glaube, das kann ebenso gut sein.“ (Kerr, 1973, S. 171)

2018, neun Jahre später sind wir in Österreich, aber auch in vielen anderen Ländern mit einer Tagespolitik konfrontiert, die vieles tut, um genau dieses *ein wenig dazugehören können* unmöglich zu machen. Diese *organisierte Desintegration* als politisches Programm konterkariert die psychotherapeutischen oder beraterischen Bemühungen. Sie richtet sich mittelbar und bei Entzug von staatlichen Geldern auch direkt gegen die Integrationsarbeit, welche Beratungsstellen und Therapieeinrichtungen leisten. Teilweise ist es das formulierte politische Ziel von politischen Gruppierungen oder Parteien, funktionierende Strukturen bewusst zu zerstören. Die Psychoanalytikerin Petra Holler kritisiert diese Praktiken nicht zufällig in ihrem Vortrag zum Thema „Grenzen und Borderline Entwicklungen“ am Internationalen Kongress für Tiefenpsychologie (2018)^[13]. Sie versteht dies als einen zerstörerischen Angriff auf Verbindungen in der Gesellschaft und zwischen Menschengruppen und verweist damit auf ein Konzept, das Wilfred Bion 1959 als „Attacks on Linking“ formulierte (O’Shaughnessy, 2016). Diese zerstörerischen Angriffe passieren unter anderem durch Metaphern und Bilder, die medial aufgeladen immer wieder bedient werden.

„Geflüchtete werden zu einer bedrohlichen Masse ohne menschliches Antlitz. Es wird ausgeblendet, dass Geflüchtete für Ihre Integration nicht nur gesicherte materielle Grundlagen benötigen, sondern auch allgemeine menschliche Grundbedürfnisse haben, positive Sozialkontakte zu führen, eine gewisse Anerkennung zu erfahren und nicht grundlos und pauschal abgelehnt zu werden. Wer keine Chance sieht, einen guten Platz in der Gesellschaft zu finden, hat wohl eine erhöhte Neigung, sich Subkulturen anzuschließen“ (Gratz, 2017).

So wirft der Wiener Kriminologe und Supervisor Wolfgang Gratz in seinem Beitrag in der Wiener Zeitung die Frage auf, ob die Desintegration der Integration ein politisches Kalkül sei.

Ther verweist darauf, dass „die verweigerte Aufnahme [neu angekommener Flüchtlinge oder Migranten/Migrantinnen] Auswirkungen auf die Integration jener Menschen, die bereits früher gekommen waren“ (Ther, 2017, S. 25) habe. Und er warnt: „Ausgrenzung nach außen brachte schon immer Ausgrenzung im Inneren mit sich“ (Ther, 2017, S. 25).

Holler spricht in diesem Zusammenhang vom „Gift der Niedertracht“ und fordert „einen kühlen analytischen Kopf zu bewahren“.^[11]

Diesen Herausforderungen ist nicht mit klassischen Fortbildungen zu transkulturellem Arbeiten zu begegnen. Es brauche ganz praktisch ein solidarisches Aufbegehren der aktuell von Kürzungen und rechtlichen Einschränkungen betroffenen Institutionen oder großer Träger, meint Wolfgang Gratz.^[14] Was wir dringend brauchen, ist die Förderung des persönlichen Mutes,

unabhängig vom zunehmenden Mainstream und den Sachzwängen, eine eigenständige und auch abweichende Sicht der Dinge zu entwickeln und zu vertreten. Der Kern dabei scheint mir die Beschäftigung mit einer Doppelangst zu sein: Mit der Bedrohung, die wir mit dem Fremden verbinden, und mit der Angst vor dem sozialen Ausschluss. Alleine ist die Auseinandersetzung mit dieser Doppelangst nicht zu schaffen. „Eine Praxis des ‚Neinsagens‘ muss individuell geübt werden und braucht den Rückhalt in einer Gruppe“ (Leggewie & Welzer, 2009, S. 233). Kritisch solidarische Gruppen, die persönlichen Rückhalt geben und auf konkretes sozial- und gesellschaftspolitisches Handeln abzielen, können hier eine Hilfe sein. Damit diese entstehen, sind ALLE gefragt – SIE KÖNNEN ETWAS TUN.

Anmerkungen

- [1] Dieser Artikel ist eine überarbeitete Version der Erstveröffentlichung. In Barbara Burian-Langegger (Hrsg.). (2009). *Kindheit und Migration*. Wien: Verlag Der Apfel.
- [2] Zitat aus der Verfilmung von Tennessee Williams' Drama „A Streetcar Named Desire“ (1951); siehe auch die Biografie von Salka Viertel (1969). *The Kindness of Strangers*. New York: Holt, Rinehart, and Winston.
- [3] Das erste Institut wurde 1949 gegründet. Verfügbar unter www.erziehungshilfe.org
- [4] Ruth Wodak in Ö1, Salzburger Nachtstudio, 16.02.2005.
- [5] Siehe die Arbeiten von Mähner-Ehrig Ursula, Wien: *Migration und Identitätskrise. Das Entwurzelungstrauma und seine Folgen aus psychoanalytischer Sicht*, Vortrag bei der Fachtagung „Migrantenmedizin in Hessen“ 1995 und *Emigration und Identität*, Vortrag bei der Tagung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 02.10.2004.
- [6] Wenn ein Kind mit der Fruchtblase über dem Kopf oder dem Gesicht geboren wird, spricht man von der Glückshaube.
- [7] Diese finden sich oft in Ursprungs- und Herkunftsmythen wie das mythische Aztlán der Azteken in Mexiko. Orte eignen sich auch gut für nationale Gründungsmythen wie das im Kosovo gelegene Amselfeld für die Serben.
- [8] „In der Schweizer Literatur dieser Zeit [16. Jh.] wurde ‚Heimweh‘ als eine Krankheit bei Söldnern beschrieben, die in den Diensten europäischer Fürsten standen. Hoferus nannte die Krankheit ‚Nostalgia‘, die später in ganz Europa als die ‚Schweizer Krankheit‘ bekannt wurde und bis ins späte 19. Jahrhundert in Europa als einheitliches Krankheitsbild mit gastro-intestinalen, pulmonalen und psychischen Symptomen angesehen wurde, ... Die Krankheit der Schweizer Söldner hatte darin bestanden, dass sie beim Anhören eines bestimmten Schweizer Heimatliedes ohnmächtig wurden; somit war in der französischen Armee das Singen und Spielen dieses Liedes verboten worden“ (Mähner-Ehrig Ursula, *Emigration und Identität*, Vortrag 02.10.2004).
- [9] Dieser Begriff wurde in einer unveröffentlichten Arbeit von Awad geprägt, auf die Akhtar verweist.
- [10] Ich bin **Ćiril Raič sehr dankbar für das zur Verfügungstellen dieses Fotos**. Zahvaljujem gospodinu Cirilu Raiču za fotografiju Starog mosta.
- [11] Lange Zeit galt „Stari Most“, die alte Brücke von Mostar, als Symbol der Völkerverständigung ebenso wie als pittoreskes Motiv und Reiseziel. Die statische Leistung, im Jahre 1566 einen einzigen Brückenbogen dieser Dimension (H. 28 m, B. 21 m) in Steinbauweise auszuführen, verdient ebenso Bewunderung wie die graziöse Ästhetik seiner Architektur. Die Zerstörung dieses Kulturdenkmals 1993 im Bosnien-Krieg erschütterte die Welt. Die Internationale Gemeinschaft ermöglichte den Wiederaufbau der sogenannten „Alten

- Brücke“ unter Einbeziehung der aus dem Flussbett der Neretva geborgenen originären Steinblöcke.
- [12] MigrantInnen in Wien 2007. Daten, Fakten, Rechte. (Magistrat der Stadt Wien 2007, 70).
- [13] Holler, P. (2018). Wir wachsen an den Grenzen. Borderline-Entwicklungen und die Dialektik zwischen Innen und Aussen. Vortrag am Internationalen Kongress für Tiefenpsychologie, Wien. 19.-20.01.2018.
- [14] Persönliche Mitteilung, 16.01.2018

Literatur

- Akhtar, S. (2007). *Immigration und Identität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Appelfeld, A. (2000). *Für alle Sünden*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Bartl, G. (1989). Strukturbildung im therapeutischen Prozess. In G. Bartl & F. Pesendorfer (Hrsg.), (Band 3). *Strukturbildung im therapeutischen Prozess*. (S. 15-20). Wien: Literas.
- Bateson, G. (1985). *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Berker, P. (1992). Felddynamik. *Supervision*, 21, 3-9.
- Boland, J.E., Chua, H.F. & Nisbett, R.E. (2008). *How we see it: Culturally different eye movement patterns over visual scenes*. University of Michigan.
- Canetti, E. (1985). *Masse und Macht*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Cogoy, R. (2007). Fremdheit und Ambivalenz. Psychoanalytische Überlegungen zur Transkulturalität. In W.M. Roth, & J. Shaked (Hrsg.), *Transkulturelles Zusammenleben im Zeitalter der Globalisierung*, Wien: Facultas.
- Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. (1975). Aschaffenburg: Paul Pattloch Verlag.
- Domenig, D. (2007). Behandlung und Pflege in soziozentrierten Kontexten. In D. Domenig (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe* (S. 205-219). Bern: Verlag Hans Huber.
- Englisch, M. (2006). Interkulturelle Supervision. Ein Modell auf ethnopsychanalytischer Grundlage. In E. Wohlfahrt & M. Zaumseil (Hrsg.), *Transkulturelle Psychiatrie - Interkulturelle Psychotherapie. Interdisziplinäre Theorie und Praxis* (S. 213-224). Heidelberg: Springer.
- Erdheim, M. (2008). Glück und Unglück in der Emigration. In S. Scheifele (Hrsg.), *Migration und Psyche. Aufbrüche und Erschütterungen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gebauer, K. & Hütter, G. (2003). *Kinder brauchen Spielräume. Plädoyer für eine kreative Erziehung*. Düsseldorf: Walter Verlag.

- Gebhard, U. (2001). *Kind und Natur: die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gratz, W. (2017). Desintegration der Integration - ein politisches Kalkül?. Zugriff am 201.01.2018. Verfügbar unter https://www.wienerzeitung.at/meinungen/gastkommentare/921183_Desintegration-der-Integration-ein-politisches-Kalkuel.html?em_cnt_page=2
- Gün, A.K. (2007). *Interkulturelle Missverständnisse in der Psychotherapie. Gegenseitiges Verstehen zwischen einheimischen Therapeuten und türkischstämmigen Klienten*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Harris, M. (1995). *Kannibalen und Könige. Die Wachstumsgrenzen der Hochkulturen*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Herbrand, F. (2002). *Fit für fremde Kulturen: Interkulturelles Training für Führungskräfte*. Bem: Haupt.
- Hüther, G. (2006). Wie viel Gehirn braucht die Kultur und wie viel Kultur braucht das Gehirn? - Kultur aus neurobiologischer Sicht. *Supervision*, 3.
- Keller, H. (2011). *Kinderalltag. Kulturen der Kindheit und ihre Bedeutung für Bindung, Bildung und Erziehung*. Wien: Springer Verlag.
- Kerr, J. (1973). *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl*. Ravensburg: Otto Maier Verlag.
- Knight, N. (2008). *Contributions to the Study of Culture and Cognition*. (Dissertation). University of Michigan.
- Kronsteiner, R. (2004). *Kultur und Migration in der Psychotherapie*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Langenbach, J. (2008). Die Welt mit anderen Augen sehen. *Die Presse*, 10.06.2008, 37.
- Leggewie, C. & Welzer, H. (2009). *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Lobe, M. (2016). *Das kleine Ich bin Ich* (42. Auflage). Wien: Jungbrunnen.
- Möhring, P. (1995). Ein kurzer Versuch über psychoanalytisches Verstehen. In P. Möhring & R. Apsel (Hrsg.), *Interkulturelle psychoanalytische Therapie*. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel.
- Modena, E. (1995). Das Fremde verstehen. Erfahrungen mit ArbeiterInnen aus dem Mittelmeerraum in der psychoanalytischen Einzel- und Gruppentherapie. In P. Möhring & R. Apsel (Hrsg.), *Interkulturelle psychoanalytische Therapie* (S. 20-45). Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel.
- Molinari, D. (1995). Dem Fremden begegnen - die Wiederinszenierung des Kulturschocks. Möglichkeiten und Grenzen im Bereich der Beratung und Therapie von Immigrantenfamilien. In R. Apsel & P. Möhring (Hrsg.), *Interkulturelle psychoanalytische Therapie*. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel.

- Nisbett, R.E. (2008). Ecocultural basis of cognition: Farmers and fisherman are more holistic than herders. Review march 30, 2008. *PNAS Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*, 105(25), 8552-8556.
- oe1.orf. Dimensionen. (2006). „Unter unserem Seelenteppich“. Hörfunksendung, 25.04.2006. Zugriff am 20.01.2018. Verfügbar unter <http://oe1.orf.at/artikel/204427>
- O'Shaughnessy, E. (2016). *Linking, Attacks On*. In Encyclopedia.com. International Dictionary of Psychoanalysis. Zugriff am 20.01.2018. Verfügbar unter <http://www.encyclopedia.com/psychology/dictionaries-the-sauruses-pictures-and-press-releases/linking-attacks>
- Ottomeyer, K. & Renner, W. (2007). *Interkulturelle Trauma-Diagnostik. Probleme, Befunde und Richtlinien für die Begutachtung von Asylsuchenden*. Klagenfurt: Drava.
- Ovid. (o.J./1963). Publius Ovidius Naso. *Tristia. Epistulas ex Ponto - Briefe aus der Verbannung*. Lateinisch und Deutsch. Übertragen von Wilhelm Willige. Eingeleitet und erläutert von Georg Luck. Zürich: Bibliothek der Alten Welt.
- Petzold, H.G. (1993). *Integrative Therapie. Modelle, Theorien & Methoden einer schulenübergreifenden Psychotherapie. Band 2: Klinische Theorie*. Paderborn: Jungfermannsche Verlagsbuchhandlung.
- Stadt Wien. (Hrsg.). (2016). *Monitoring Integration Diversität Wien 2013-2016. 4. WIENER INTEGRATIONS- & DIVERSITÄTSMONITOR 2013-2016*. Zugriff am 21.01.2018. Verfügbar unter <https://www.wien.gv.at/menschen/integration/pdf/monitor-2016.pdf>
- Stangl, W. (2001). *Tests und Experimente in der Psychologie*. Zugriff am 21.01.2018. Verfügbar unter <http://www.stangl-taller.at/PSYCHOLOGIE/TestExperiment.pdf>
- Stangl, W. (2018). *Distanzzonen und Territorialität – der Umgang mit Raum*. [werner.stangl]s arbeitsblätter. (Quelle: *Science*, Bd. 322, S. 1202). Zugriff am 21.01.2018. Verfügbar unter <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/KOMMUNIKATION/Kommunikation-Distanz.shtml#f22fgRVOvP1YzdV6.99>.
- Tatschl, S. (2003). Wenn Supervisoren reisen. Was bei europäischer Arbeit von Supervisoren und Supervisorinnen entsteht. Erfahrungen und Reflexionen anhand des Projekts HASI. *Supervision. Mensch Arbeit Organisation*, 1/2003, 5-12.
- Tatschl, S. (2011). Zur Gesellschaftsdynamik der Interkulturalität; Implikationen für Supervision und Organisationsberatung. *Gruppendynamik & Organisationsberatung*, 42(3), 269-284.
- Ther, P. (2017). *Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa*. Berlin: Suhrkamp.
- Winnicott, D.W. (1997). *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klatt-Cotta.

Angaben zu dem Autor

Mag. (FH) Siegfried Tatschl, Supervisor ÖVS, Organisationsberater, Institut für Supervision und Organisationsentwicklung Wien; Sozialarbeiter und Individualpsychologischer Psychotherapeut; Transkulturelle Praxis als Psychotherapeut, transkulturelle Elternberatung; Supervisor für diverse Organisationen im Feld Migration und Flucht; Lektor der FH Campus Wien/ FH St. Pölten; Permakulturdesigner; diverse Publikationen zu den Themen Migration, Klimawandel und die sozialen Folgen sowie zu Neurobiologie und Supervision

Kontakt: sigi.tatschl@aon.at

Telefon: 0664/4519522

Web-Adresse: www.isvoe.at

Zitationsempfehlung

Tatschl, S. (2018). „I have always depended on the kindness of strangers“ - Migration als Herausforderung für die Identität. *Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychosomatischer Medizin, Psychotherapie, Supervision und Beratung*, 5(2), 15-42 . Zugriff am 15.11.2017. Verfügbar unter <http://www.resonanzenjournal.org>